

Hier wird Marihuana toleriert, aber nicht legalisiert

Welche Folgen die Duldungspolitik der Niederlande für den Gebrauch von Drogen und den Cannabis-Tourismus hat. Ein Besuch in einem Coffeeshop

Von Kerstin Schweighöfer (Maastricht)

Kleine Gracht heißt eine Seitenstraße in der Altstadt von Maastricht, einen Steinwurf vom Maasufer entfernt. Aus dem Coffeeshop Kosbor dringt leise Musik, die Eingangstür unter den leuchtenden Neonbuchstaben ist weit geöffnet. Wer gleich daneben durch die große Fensterscheibe guckt, könnte meinen, es geht um eine ganz normale gemütliche Kneipe. Viele Tische sind noch unbesetzt, es ist ruhig an diesem frühen Nachmittag.

Ein junger Mann hat vor dem Fenster gerade seine himmelblaue Vespa abgestellt. Bevor er reingeht, zieht er seinen Ausweis aus der Hosentasche und lässt zwei Studentinnen vorbei, die ihm entgegenkommen. „Du musst erst nachweisen, dass du in den Niederlanden wohnst, bevor du hier Marihuana kaufen kannst“, erklärt eine von ihnen. Die beiden sind Stammkundinnen und kommen regelmäßig vorbei. „Wegen der großen Auswahl.“ Kosbor habe gut zwei Dutzend verschiedene Sorten im Angebot. Was sie gerade gekauft haben? „Amnesia, das ist die populärste Sorte.“ Ein Gramm koste 11,50. „Pro Person darf man maximal fünf Gramm pro Tag kaufen.“ Dass eine Eingangskontrolle eingeführt wurde, finden sie völlig in Ordnung: „Eine gute Sache! Dann kommt nicht jeder rein.“

Vor allem die so genannten Drogentouristen nicht mehr: Kiffer, die aus Deutschland, Belgien, Frankreich oder selbst noch Luxemburg anreisen. Deshalb hat Maastricht vor rund zehn Jahren das sogenannte „ingezetenen-criterium“ eingeführt, zu Deutsch etwa Einheimischen-Kriterium: Wer einen der 14 Coffeeshops in der Dreiländereck-Stadt besuchen will, muss in den Niederlanden wohnen. Auch die vielen Studierendenden aus dem Ausland werden zugelassen: Sie müssen nachweisen, dass sie an der Universität oder einer der Hochschulen eingeschrieben sind.

„Das reicht – auch wenn sie noch in Belgien wohnen und nur zum Studieren über die Grenze kommen“, erklärt Johnny Haane. Der 42-jährige Niederländer führt den Coffeeshop Kosbor zusammen mit seinem Bruder in zweiter Generation: „Wir sind ein echtes Familienunternehmen“, verkündet er stolz hinter seinem Tresen, vor sich eine Riege von Glastöpfen, in denen die verschiedenen Hasch- und Marihuanasorten wie in Einweckgläsern feil geboten werden. „Mein Vater und mein Onkel haben ihn 1985 gegründet.“

Die Duldungspolitik der Niederlande

Gut zehn Jahre zuvor hatten die Niederländer den internationalen Alleingang gewagt: Sie beschlossen, die Märkte für harte und weiche Drogen zu trennen. Um den Haschraucher von der kriminellen harten Drogenszene fernzuhalten, wurden Handel und Konsum weicher Drogen fortan in den Coffeeshops geduldet – allerdings nur unter Auflagen: keine harten Drogen und kein Alkohol, keine Minderjährigen, keine



Um Zutritt zum Coffeeshop Kosbor in der Maastrichter Altstadt zu erhalten, muss man entweder beweisen, dass man in den Niederlanden lebt oder dort studiert. Drogentouristen aus dem Ausland können hier nicht mehr einkaufen.

Foto: Kerstin Schweighöfer

Reklame und keine Klagen aus der Nachbarschaft. Hasch und Marihuana wurden in den Niederlanden also keineswegs legalisiert, wie im Ausland immer wieder irrtümlicherweise angenommen wird: Sie werden lediglich toleriert.

Für die Generation seines Vaters und Onkels sei das „Blowen“, wie Kiffen in den Niederlanden genannt wird, noch etwas ganz Besonderes gewesen, erzählt Johnny, der sich inzwischen an einen der Fenstertische gesetzt hat. „Heute hingegen ist es völlig normal geworden. Jung und alt tun es, Männer wie Frauen. Andere trinken ein Bier, sie gönnen sich als Genussmittel einen Joint.“

Zu einer Nation der Kiffer hat das die Niederländer übrigens nicht gemacht: Laut EMCDDA (European Monitoring Centre for Drugs and Drug Addiction) wird in den USA, Spanien und Frankreich weitaus mehr gekifft als in den Niederlanden. Doch aufgrund ihrer liberalen Drogenpolitik wurden die Niederlande für Kiffer aus ande-

● **Um etwas verkaufen zu können, sind die Coffeeshops bis heute auf den illegalen Anbau angewiesen.**

ren Ländern zum Magneten: Das Phänomen des Drogentourismus entstand. Seine Folgen bekamen vor allem grenznahe Städte wie Arnheim, Nimwegen, Kerkrade oder Maastricht zu spüren. Ihre Bewohner verglichen die Drogentouristen gerne mit einer Heuschreckenplage, von der sie heimgesucht wurden: Denn die ungebetenen Gäste lungerten herum und machten Lärm, besetzten alle Parkplätze, schliefen in Hauseingängen und ließen neben ihrem Müll oft auch Erbrochenes zurück, da ihnen vom Kiffen schlecht wurde.

Dem christdemokratischen niederländischen Politiker Gerd Leers zufolge, von 2002 bis 2010 Bürgermeister von Maastricht, kamen vor 20 Jahren noch bis zu zwei Millionen Menschen nur wegen der Coffeeshops in die Stadt: „Das sind 5.000 pro Tag.“ Der inzwischen 72-Jährige gehört zu den treibenden Kräften hinter dem „ingezetenen-criterium“: Leers sorgte dafür, dass sein Vorläufer, der so genannte „wietpas“ eingeführt wurde, der Grass-Pass: Die 14 Maastrichter Coffeeshops wurden zu geschlossenen Clubs, in denen nur noch Einheimische mit Clubausweis bedient werden durften, und zwar maximal 2.000. Die Coffeeshopbetreiber waren vehement dagegen, schließlich ging ihnen dadurch der weitaus größte Teil ihres Umsatzes durch die Lappen.

Ein langes Leben war dem „wietpas“ allerdings nicht beschieden: „Die Mitglie-

● **Lasst euch nicht von Angst leiten und macht keine halbherzigen Sachen.**

Johnny Haane, Coffeeshopbesitzer

derlisten waren aus Datenschutzgründen nicht umsetzbar“, erklärt Michelle van den Bosch, juristische Beraterin der Stadt. „Außerdem wurde die Schwelle, einen Coffeeshop zu besuchen, auch für die Einheimischen zu hoch.“

Deshalb wurde der wietpas schon 2012 wieder abgeschafft. Stattdessen führte Maastricht zusammen mit fast einem Dutzend weiterer Grenzstädte, darunter Dordrecht, Breda und Terneuzen, das „i-criterium“ ein. Auch das zum Leidwesen der Coffeeshopbetreiber. „Völlig unnötig“, seufzt Johnny Haane. So schlimm sei es mit den Drogentouristen nun auch wieder nicht gewesen. „Die Scharen von chinesischen Touristen bezeichnen wir doch auch nicht als Plage?“ Über weniger Umsatz will er nicht klagen, er habe nach wie vor Kundenschaft genug. Doch so wie alle Coffeeshopbetreiber müsse auch er regelmäßig ausländische Besucher wieder rausschicken: „Was aber noch lange nicht heißt, dass die dann unverrichteter Dinge wieder nach Hause fahren!“

Das Problem der „drugrunners“

Stattdessen landeten sie in den Fängen der so genannten „drugrunners“: Diese Drogenläufer halten auf der Straße Ausschau nach Drogentouristen und bringen sie dann zu ihren Dealern. „Die 'drugrunners' machen ganze Straßenzüge unsicher!“ klagt Johnny. Die Bewohner hätten Angst ausgebraut zu werden, es komme zu Verfolgungsjagden und zu Schlägereien. Für Johnny ist es eine klare Sache: „Das 'i-criterium' hält das 'drugrunners'-System am Leben, der Drogenhandel auf der Straße hat zugenommen.“

Tatsächlich haben Vlissingen, Eindhoven und Goes das „i-criterium“ wegen der „drugrunners“ und des unkontrollierbaren Straßenhandels wieder abgeschafft. Amsterdam hat es gar nicht erst eingeführt. Dort ist die Situation eine andere: Es geht vor allem um junge Männer aus Großbritannien, die mit dem Billigflieger anrücken, um im berühmten Rotlichtviertel zu saufen, zu kiffen und zu gaffen. Speziell für diese unerwünschten Besucher hat die Stadt seit Neustem Schilder aufgestellt: „Stay away“, steht darauf. „Bleib weg!“ Ob die Kampagne den erwünschten Effekt zeigt, bleibt abzuwarten. Wer trotzdem kommt, muss sich seit Ende Mai in der Altstadt an ein „Blow“-Verbot halten: So wie es dort schon seit Jahren verboten ist, auf der Straße Alkohol zu trinken, ist es nun auch verboten, in der Öffentlichkeit zu kiffen. Wer sich nicht dran hält, muss mit einer Geldbuße von 100 Euro rechnen.

Zwar wird auch im Amsterdamer Rathaus immer wieder darüber diskutiert, in den 166 Coffeeshops der Stadt in irgendeiner Form Zugangsbeschränkungen einzuführen, sodass dort nur noch Einheimische bedient werden können. Doch dazu durch-



Der Kunde kann sich im Coffeeshop aussuchen, welche Sorte Marihuana er kaufen will. Insgesamt sind nur fünf Gramm pro Tag zulässig.

Foto: Kerstin Schweighöfer



ringen konnte sich die Stadtregierung wegen unerwünschter Nebeneffekte bislang nicht.

Auch in Maastricht nahm der Straßenhandel zunächst zu. „Doch die Stadt hat sofort hart durchgegriffen und Gegenmaßnahmen ergriffen“, berichtet Michelle van den Bosch. Seitdem würde das „i-criterium“ funktionieren. Genaue Zahlen gebe es zwar nicht, „aber es kommen seitdem deutlich weniger Drogentouristen nach Maastricht. Und auch die Zahl der Klagen und Beschwerden, die wir von Bürgern erhalten, ist stark gesunken.“

„Experiment geschlossene Coffeeshopkette“

Die Stadt will obendrein dafür sorgen, dass sich ihre 14 Coffeeshops schon bald mit staatlich kontrolliertem und gezüchteten Hasch und Marihuana eindecken können: Es geht um das „Wiet“-Experiment, offiziell heißt es „Experiment geschlossene Coffeeshopkette“. Ein Modellversuch, an dem insgesamt elf Städte teilnehmen, neben Maastricht auch Arnheim, Breda und Nimwegen. Ziel ist es, dem illegalen Hanfanbau einen Riegel vorzuschieben, denn der ist längst zum Milliardengeschäft geworden und fest in der Hand des organisierten Verbrechens.

Auch in dieser Hinsicht waren die Bürgermeister in den Grenzstädten die treibende Kraft. Schon vor 20 Jahren schlugen sie Alarm, kamen sich aber vor wie Rufer in der Wüste. So auch der Maastrichter Altbürgermeister Leers. Bereits Anfang der 2000er-Jahre warnte er, die Drogentouristen seien nur das halbe Problem: „An ihnen wollen nicht nur die Coffeeshops verdienen, sondern auch Heerscharen von Kriminellen.“ Es wimmle in der Stadt von Dealern und Mafia-Familien, so Leers: „Das sind

Tatsachen, vor denen wir nicht länger die Augen verschließen dürfen.“ Ein Coffeeshop, so forderte er, müsse die Mengen, die er verkauft, deshalb auch selbst produzieren dürfen.

Genau das aber ist bislang nicht möglich – und das macht die niederländische Drogenpolitik ebenso naiv wie scheinheilig: 1976 wurden nur Verkauf und Konsum weicher Drogen geregelt, nicht aber Anbau und Belieferung der Coffeeshops. Man darf allerhöchstens fünf Pflanzen für den Eigenverbrauch anbauen, das wird toleriert. Und die Coffeeshops dürfen offiziell nicht mehr als 500 Gramm vorrätig haben. Anders ausgedrückt: Es wurde 1976 nur an die Vordertür gedacht und nicht an die Hintertür. Um etwas verkaufen zu können, sind die Coffeeshops bis heute auf den illegalen Anbau angewiesen. So kam es, dass Cannabis zum grünen Gold wurde – und zum Exportschlag. Denn nur gut ein Drittel ist für den heimischen Konsum bestimmt, der Rest geht ins Ausland – vor allem nach Deutschland und Großbritannien.

Tausende illegale Hanfplantagen

Jedes Jahr werden Hunderte von Hanfplantagen entdeckt, 2022 waren es mehr als 1.600. In unterirdischen Containern, Garagen und Kellern, in Wohnungen und auch zwischen Maisfeldern. Bauern werden eingeschüchtert und Mieter, vor allem Sozial-

● **Die „drugrunners“ machen ganze Straßenzüge unsicher!**

Johnny Haane, Coffeeshopbesitzer

Offiziell sind Anbau, Verkauf und Konsum selbst weicher Drogen wie Cannabis in den Niederlanden weiterhin verboten. Verkauf und Konsum werden in gewissen Mengen jedoch toleriert.

Foto: dpa

hilfeempfänger, mit Geld geködert, wenn sie einen Raum oder die ganze Wohnung zur Verfügung stellen. Eine Untersuchung im Auftrag des Justizministeriums ergab im Februar 2021, dass 30.000 Häuser für den illegalen Hanfanbau genutzt werden. Die Polizei hat längst Spezialteams im Einsatz, die mit Helikoptern und Drohnen mit Geruchssensoren nach illegalen Plantagen fahnden.

Das „Wiet“-Experiment lässt dennoch nach wie vor auf sich warten. Schon 2017 wurde es beschlossen, doch starten soll es jetzt frühestens Anfang 2024. Dauer: vier Jahre. Johnny Haane begrüßt das Experiment. Die Qualität der Ware, prophezeit er, werde dadurch besser. Und langfristig könne es zur völligen Legalisierung von Cannabis führen. „Dann stehe ich nicht länger mit einem Bein in einer halblegalisierten Welt und mit dem anderen in einer illegalen!“ Dann hätten die Coffeeshopbetreiber, die schließlich Steuern zahlen würden, auch keine Probleme mehr, ein Bankkonto zu eröffnen oder eine Versicherung abzuschließen.

Länder wie Kanada, Uruguay und verschiedene US-Bundesstaaten hätten den Schritt hin zur vollständigen Legalisierung ja auch gewagt, andere wie Deutschland und Luxemburg seien auf dem besten Weg. Für diese Newcomer hat Johnny ein paar Ratschläge in petto: „Lasst euch nicht von Angst leiten und macht keine halbherzigen Sachen.“ Anders ausgedrückt: Denkt an die Hintertür!